

SIRI MITCHELL

*Der Duft
von
Karamell*

Aus dem amerikanischen Englisch
von Susanne Naumann und Sieglinde Denzel

SCM

Hänssler

1



September 1910
St. Louis, Missouri

Lucy

Bald, bald, bald, dachte ich im Takt der Pferdehufe. Ich schaute aus dem Fenster, während die Kutsche durch mein geliebtes St. Louis rumpelte, vorbei am Cave Ballroom, dem großen Bau der Morgens Brothers mit seinen hohen, rotbraunen Fenstern und den Ford-Werken. Und dann die vielen Schuh- und Stiefelläden! Durch das Fenster auf der anderen Seite hätte ich einen Blick auf den St. Louis Club erhaschen können.

Ein Werbeplakat für Royal Taffy stach mir ins Auge: *Mach der Königin deines Herzens ein königliches Geschenk*. Am Rand des Plakats wiederholte sich sehr hübsch das freche Rot der länglichen Verpackung. Es war schon die dritte Plakattafel, die ich sah, während wir durch die Olive Street fuhren. Ich fragte mich, wie viele wohl insgesamt in der Stadt hingen. Und ich fragte mich auch, warum ich nirgendwo eine Werbung für Fancy Crunch, die Süßigkeit, die mein Vater herstellte, entdecken konnte.

Die Kutsche hielt mit einem Ruck an. Du meine Güte, mittlerweile sah man aber sehr viel mehr Autos als vor knapp einem Jahr, als ich nach Europa abgereist war! Diese Vehikel waren wirklich eine Plage.

Und die Hitze! Ich hatte ganz vergessen, wie feuchtheiß es in Missouri war. Mein weißer Seidenkragen klebte mir am Hals, obwohl er nach der neuesten Mode offen gearbeitet war, und meine dunkelblaue Bluse hatte bestimmt schon feuchte Flecken auf dem Rücken. Neugierig rutschte ich auf dem Sitz etwas weiter nach vorn. Die

Straßenbahnen und Autos glitten an uns vorbei – sie erinnerten mich an die Schiffe, die ich auf dem Mittelmeer gesehen hatte.

Männer und Frauen strebten eilig die Straße hinauf und hinunter, vorbei an von Markisen beschatteten Schaufenstern. Mir fiel auf, wie groß die Gebäude alle waren, und Stolz wallte in mir auf: Neben meiner wunderschönen Geburtsstadt konnte nicht einmal Europa mit all seiner Pracht bestehen.

Ich hatte schon überlegt, ob mir meine Heimat jetzt, nach meiner Rückkehr, vielleicht langweilig und provinziell vorkommen würde, ob sie irgendwie kleiner wirken würde nach all dem Glanz, den ich gesehen, und den berühmten Orten, die ich in der Alten Welt besucht hatte. Doch das Gegenteil war der Fall. Meine geliebte, teure Heimat! Ich hätte am liebsten alles umarmt, einfach alles. Es gab Dutzende Dinge, die zu tun ich kaum abwarten konnte, und Hunderte, von denen ich erzählen wollte: von der Linzer Torte, die ich in Österreich gegessen, von den Gletschern, die ich in der Schweiz gesehen, und von dem Kaffee, den ich in den kleinen Bars in Italien getrunken hatte.

Bald, bald, bald.

Ich war um die halbe Welt gereist, doch diese letzte Fahrt vom Bahnhof bis zu meinem Elternhaus schien kein Ende nehmen zu wollen.

Ich schaute auf die Zeitung, die ich in der Hand hielt und vor Ungeduld beinahe zu einem Strick zusammengedreht hatte, und beschloss, wenigstens so zu tun, als würde ich geduldig warten. Es war eine Ausgabe der Chicago Tribune, die irgendjemand im Zug liegen gelassen hatte. Eine Schlagzeile in Fettdruck sprang mir ins Auge: *Verdächtiger im South-Side-Mordfall verhaftet*. In dem Artikel darunter hieß es: *Ein zweiundzwanzigjähriges Mitglied eines der berühmten Clubs in South Side wurde kürzlich verhaftet. Der Mann wird des Mordes an Micky Callahan verdächtigt*. Wie furchtbar!

Meine Augen wanderten von dem Artikel zu dem Bild des abgebrühten Verbrechers, der mich mit seinen Knopfaugen anstarrte. Ich schauderte. Hoffentlich sperrten sie ihn für lange, lange Zeit ins Ge-

fängnis! Dann faltete ich die Zeitung wieder zusammen und legte meine Hände darauf.

Auf der Bank mir gegenüber wechselten meine Tante und mein Onkel einen Blick. Ich hatte mich in Europa an diese Blicke gewöhnt, ja mehr noch, ich hatte mich sogar an den Austausch von Zärtlichkeiten zwischen den beiden gewöhnt. Ich konnte nur hoffen, dass mir eines Tages eine ebenso liebevolle Ehe beschieden sein würde wie diesen beiden.

Noch vier Blocks.

Noch drei Blocks.

Da war es! Das anmutig geschwungene, auf beiden Seiten mit hohen Säulen bewehrte Tor, das Vandeventer Place vor der Außenwelt schützte. Ich kannte jedes Blütenblatt der Metallblumen, die sich an dem Eisengitter emporrankten. Als die Räder der Kutsche über die Torschwelle auf die glatten Granitplatten rollten, hörte endlich das knochenbrecherische Rütteln auf, das uns bis hierher geplagt hatte. Mein Herz hüpfte vor Freude, als es das Plätschern des Springbrunnens auf der anderen Seite vernahm, und beim Anblick der Statue, die ihn schmückte, traten mir Tränen in die Augen. Leda und der Schwan. Und – da! Der alte Mr Carleton saß noch immer in dem gleichen Schaukelstuhl auf seiner Veranda und überwachte das Stutzen seiner Rosen. Ich musste grinsen und winkte ihm übermütig mit dem Taschentuch zu.

»Vielleicht solltest du dich lieber wieder richtig hinsetzen, Liebes.« Trotz der Zurechtweisung, die ihre Worte enthielten, lächelte meine Tante mich an. Auf der ganzen Reise hatte sie mein Betragen immer wieder auf diese Weise korrigiert. Und sie hatte recht damit; vielleicht sollte ich mich wirklich ordentlich hinsetzen. Vater und Mutter sollten schließlich nicht denken, dass meine Manieren in Europa gelitten hätten.

Ich konnte es kaum erwarten, sie zu sehen!

Doch sosehr ich mich freute, der Gedanke an meinen Vater löste plötzlich Schuldgefühle in mir aus. Er hatte mir erlaubt, meine Tante und meinen Onkel auf ihrer Reise zu begleiten, weil er hoffte, dass

ich als eine Lady zurückkommen würde. Eine Lady brach nicht in Begeisterungstürme aus, wedelte nicht mit Taschentüchern herum und vor allem trat sie nicht in das Geschäft ihres Vaters ein.

Auch dann nicht, wenn es als Kind ihr höchstes Glück gewesen war, mit ihm am Herd zu stehen, sich neue Süßigkeiten auszudenken und sich dabei den Erfolg auszumalen, den die Leckerei ihnen bescheren würde.

Wie lange hatten wir auf diesen Erfolg gewartet ...

Doch jetzt war ich in Europa gewesen. Ich hatte die Herrlichkeiten dieses Kontinents gesehen und hatte unzählige europäische Süßigkeiten gekostet. Dabei war mein Entschluss, in das Geschäft meines Vaters einzutreten, immer unumstößlicher geworden. Schließlich hatte ich mir einen Plan ausgedacht. Ich würde meinen Vater an all meinen Entdeckungen teilhaben lassen. Ich hatte Etiketten von Pralinschachteln und anderen Verpackungen gesammelt und in mein Album geklebt, um sie ihm zu zeigen. Und natürlich hatte ich ihm auch ein paar ganz besondere Leckereien mitgebracht. Das würde ich als Allererstes tun: ihm meine Schätze zu kosten geben. Und dann würde ich ihn überreden, eine neue Artikelgruppe in unser City-Confectionery-Sortiment aufzunehmen: europäische Premium-Süßwaren. »Was meint ihr, wie viele neue Süßigkeiten hat Vater sich ausgedacht, während ich fort war?«

»Nun ...« Meine Tante wandte unbehaglich den Blick ab und schien leicht die Lippen zusammenzupressen. »Ich weiß nicht, aber ... Lucy, mein Liebling? Es gibt da etwas, das du wissen solltest.« Sie schaute wieder meinen Onkel an.

Da war es, am Ende der Auffahrt: unser Haus, mein geliebtes Zuhause. Das Haus, das mein Großvater erbaut hatte, mit seinem Giebeldach und dem Säulenvorbau. Es bedurfte meines letzten Quäntchens Selbstbeherrschung, um nicht aus der Kutsche zu springen und die Stufen hinaufzurennen.

»Lucy!«

Ich straffte die Schultern und hob die Hand, um meinen neuen Strohhut zurechtzurücken. Der kleine Schmuck aus Straußenfedern

schwankte leicht, als ich den Kopf wieder sinken ließ und die Hände erneut gesittet in meinem Schoß faltete. »Ja, Tante?«

»Wir müssen dir etwas ... äh ...«

Mein Onkel räusperte sich. »Deinem Vater ist etwas zugestoßen.«



Die letzten Meter schienen eine Ewigkeit zu dauern. Der Kutscher musste mir beim Aussteigen geholfen haben, denn plötzlich stand ich im Haus in unserer Eingangshalle und dann lag ich auch schon in den Armen meiner Mutter. »Papa ...?«

»Er ruht.«

»Darf ich ihn sehen?«

»Nicht jetzt. Lass ihn lieber schlafen. Vielleicht morgen ...«

Ich sah unseren alten, vertrauten Garderobenständer und roch den Duft der Hefebrotchen, die Mrs Hughes zum Abendessen gebacken hatte. Doch ich hörte weder die raschen Schritte meines Vaters noch spürte ich seine warme, feste Umarmung, die ich so sehr liebte. Obwohl meine Handflächen eben noch in meinen neuen Kalbslederhandschuhen geschwitzt hatten, waren meine Hände jetzt plötzlich kalt wie Eis. Ich raffte meinen Rock zusammen und stellte einen Fuß auf die Treppe, die nach oben führte. »Ich schaue nur ganz kurz nach ihm. Er wird mich gar nicht hören, ich passe auf, dass ich ihn nicht aufwecke.«

Doch meine Tante legte mir einen Arm um die Schultern und schob mich mit sanfter Gewalt in Richtung Salon. »Ich versichere dir, dass dein Vater Fortschritte macht. Sein Zustand ist stabil.«

Warum unternahm denn niemand etwas? Wie konnten sie alle so ruhig bleiben? »Aber – was ist denn überhaupt passiert?«

»Er hatte einen Anfall. Einen Herzanfall.«

Ich riss mich von meiner Tante los, doch meine Mutter legte erneut die Arme um mich. Sie duckte sich unter meinen Hutrand und küsste mich auf die Wange. »Es ist nicht schlimmer geworden. Und wir dürfen nicht vergessen, dass es erst drei Monate her ist.«

Drei Monate! Das bedeutete – ich überlegte, wo ich im Juni gewesen war. Ich hatte eine Skizze der Berner Alpen angefertigt und war in der Schweiz auf einem Boot über den Thuner See gefahren. »Ihr hättet es mir sagen müssen! Warum habt ihr es mir nicht gesagt?«

Mutter rückte meinen Hut zurecht. »Wir wollten dich nicht beunruhigen. Und außerdem hättest du sowieso nichts tun können.«

Tante Margaret tätschelte mir den Arm. Dann nahm sie meine Hand und zog mich endgültig in den Salon hinein.

Ich schnappte vor Überraschung nach Luft. Sie hatten den Raum renovieren lassen. Fort waren das schimmernde, melassebraune Holz und die kirschrote Tapete. Die Einrichtung war jetzt cremeweiß und die Wände zeigten ein ganz besonderes, zartes Hellgrün. Es sah so ... schlicht aus. Und blass. »Warum habt ihr es streichen lassen?«

Mutter blinzelte und schaute sich im Salon um. »Ich finde es sehr hübsch. Und gestrichene Möbel brauchen nicht poliert zu werden. Das spart so viel Zeit, dass ich eines der Mädchen entlassen konnte.«

Sie hatte eines der Mädchen entlassen? »Wen?«

Meine Tante hatte inzwischen einfach weitergeredet. »Und weißt du nicht mehr, Lucy? Wir waren damals gerade in Interlaken. Wir hätten nach Frankreich zurückfahren müssen und versuchen, von dort aus die Überfahrt zu buchen. Es wäre alles viel zu mühselig gewesen.«

Sie hatten es mir nicht gesagt, weil es unbequem gewesen wäre?

Sie drückte meinen Arm. »Es hätte dir die ganze Reise verdorben. Und dir völlig sinnlose Anstrengungen auferlegt.«

Die Reise verdorben? Anstrengungen? Völlig sinnlos? »Ich bin kein Kind mehr!« Ich blinzelte die Tränen zurück, die mir die Sicht zu nehmen drohten. »Ich bin kein Kind mehr. Es wäre mir sehr viel lieber gewesen, wenn ich Bescheid gewusst hätte.«

»Jetzt komm erst einmal her.« Mutter zog mich aufs Sofa. Wir setzten uns. Die Sprungfedern protestierten quietschend. Dann kam auch schon Mrs Hughes mit einem Teetablett herein. Meine Mutter schenkte uns ein und reichte erst meiner Tante und meinem Onkel und dann auch mir eine Tasse. Sich selbst schenkte sie zuletzt ein, ließ

ihre Tasse jedoch auf der Untertasse stehen. »Erzähl mir von deiner Reise. Ich bin schon so gespannt! Erzähl mir einfach alles.«

Mutter wollte wahrscheinlich ermutigend klingen, doch die Angst in ihren Augen strafte ihre Worte Lügen. Ich sah keine Gemeinsamkeit mehr zwischen der Mutter, die ich vor einem Jahr hier zurückgelassen hatte, und der Frau, die jetzt vor mir saß, mit dem Grau, das sich wie Staub über ihr Haar gelegt hatte, und der fleckigen Schürze, die sie über Bluse und Rock trug. Sie sah abgehärmt, müde und erschöpft aus.

Tante Margaret und Onkel Fred saßen uns gegenüber in zueinanderpassenden Lehnstühlen. Alle schauten mich an, als könnten sie es nicht erwarten, dass ich loslegte, doch meine ganze Aufregung und Freude über meine Reise waren verschwunden. Wie hatte ich unzählige Museen besuchen, wie über die Possen der Guignol-Handpuppen in den Tuileries-Gärten lachen können – wie hatte ich mich überhaupt freuen können, während mein Papa von seinem Herzen im Stich gelassen wurde?

Ich nippte an meinem Tee, dann stellte ich die Tasse wieder zurück auf die Untertasse. »Ich ... ich weiß nicht ... wo ich anfangen soll ...«

Meine Tante setzte ebenfalls ihre Tasse ab und lächelte mit hochgezogenen Brauen, so wie sie es getan hatte, als ich in einem Restaurant in Athen Tintenfisch bestellt hatte. Ich hatte nicht gewusst, dass er mitsamt den vielen Armen und winzigen Tentakeln serviert wurde. »Vielleicht fange ich an, dann kannst du erst einmal deine Gedanken ordnen.«

Ja. Genau das brauchte ich. Die Möglichkeit, meine Gedanken zu ordnen.

Sie erzählte Mutter von München und Florenz. Von der neuen Bergbahn zur Jungfrau hinauf. Und dann sprachen sie darüber, wann genau sie und mein Onkel nach Denver weiterfahren würden, wo sie lebten.

Plötzlich hielt sie inne und lächelte mich an. »Du musst sehr müde sein, meine Liebe, aber erzähl doch deiner Mutter noch von dem Besuch bei der Schneiderin in Paris.«

Meine Mutter.

Plötzlich erschien mir die ganze Reise so unsinnig, so grausam. Wie musste meine Mutter sich gefühlt haben, als Vater einen Herzanfall hatte, während ich auf der anderen Seite der Weltkugel in seliger Ahnungslosigkeit über Prachtstraßen flanierte? Welches Recht hatte ich gehabt, mich zu amüsieren, während sie hier ganz allein mit Vaters Krankheit fertig werden musste? »Tut mir leid, ich glaube, ich brauche noch einen Moment.« Ich stand auf und verließ das Zimmer. Es kostete mich meine ganze Selbstbeherrschung, nicht zu rennen. Ich ging nach oben, mit ruhigen, gleichmäßigen Schritten.

In meinem Zimmer nahm ich den Hut ab. Da ich den Hutnadelhalter nicht finden konnte, steckte ich die Nadel einfach in die Krempe. Ich zog meine Handschuhe aus, einen nach dem anderen, und legte sie zusammen, so wie der Handschuhmacher in Florenz es mir gezeigt hatte. Und dann warf ich mich aufs Bett und weinte wie das Kind, das ich, wie ich soeben erkannt hatte, nicht mehr war.

*Charlie*

»Charlie Clarke!« Ich hörte, wie der Aufseher seinen Schlagstock laut klappernd über die Gitterstäbe der Zellentüren zog, an denen er entlangging. Der Widerhall seiner schweren Schritte dröhnte durch den Gang.

Ich schloss die Hand um einen Gitterstab. »Hier. Hier bin ich.« Jedenfalls war ich das gewesen, als ich das letzte Mal nachgesehen hatte: in einer Gefängniszelle in South Side, Chicago. Ich wollte, ich könnte sagen, dass es das erste Mal war.

Die Schritte hielten inne, der Aufseher schaute mich durch die Gitterstäbe an. Er zog einen Schlüssel aus seiner Tasche und fummelte am Schloss herum. »Du wirst gesucht.«

Das war mir nicht neu. Sonst wäre ich ja wohl kaum verhaftet worden. Ich wurde gesucht wegen Mordes an Micky Callahan, mit dem ich nicht das Geringste zu tun hatte. Doch den Cops war das egal. Ich gehörte zum selben Club wie Manny White, der im Gegensatz zu mir sehr wohl etwas mit diesem Mord zu tun, ja der ihn sogar geplant hatte – und das genügte ihnen. Ich wusste, dass sie mir nicht beweisen konnten, dass ich es getan hatte, und dass Manny mich irgendwann hier rausholen würde, ich hatte nur nicht gedacht, dass er es so schnell schaffen würde.

Ich streifte meine Hosenträger über die Schultern und setzte meine Melone auf. Dann nahm ich meinen Mantel, holte meinen Gummikragen aus der Tasche und knöpfte ihn an.

Der Cop hatte währenddessen die Tür geöffnet und schlug ungeduldig mit seinem Schlagstock gegen das Gitter. »Wird's bald? Oder willst du noch länger bleiben?«